

Podcast #gerneperdu

30 Jahre Hochschule Magdeburg-Stendal | 30 Jahre #wirsindh2

Episode 4 | Christoph Damm

Intro: #gerneperdu der h2 Talk-Podcast mit Rebecca Göring, Robert Gryczke und einem Gast.

Robert: Herzlich willkommen zur vierten Episode #gerneperdu, dem h2-Talk-Podcast. Mein Name ist Robert Gryczke, mit mir im Studio ist meine ganz reizende Kollegin...

Rebecca: Rebecca Göring, vielen Dank.

Robert: Ich weiß ehrlich gesagt nicht, warum wir uns dieses Mal nicht gegenseitig vorstellen, das liegt glaube ich an mir, ich bin pottunhöflich. Mit uns im Studio ist Christoph Damm. Hallo, Christoph!

Christoph: Hallo, vielen Dank für die Einladung.

Rebecca: Gerne, gerne. Christoph Damm ist Dozent für Pädagogik in der sozialen Arbeit seit 2019 an der Hochschule Magdeburg-Stendal, Doktor der Philosophie, Master der Erwachsenenbildung und unschlagbarer Monopoly-Crack. Auch von mir auch mal ein herzliches Willkommen und Christoph hat eine Masterarbeit mit einem sehr eingängigen, catchigen Titel verfasst, über den wir mal zuerst reden wollen. Robert, bitte. Du hast die Ehre.

Robert: Allein der Titel wäre im Prinzip schon podcastfüllend. Ich fange trotzdem mal an: „Kooperationspraxis von Einrichtungen der Erwachsenenbildung, integrativen Kooperationen und Führung als Regulativ der Kooperationsbeteiligung - Eine praxiologisch-empirische Untersuchung

am Beispiel einer städtischen Volkshochschule.“ Christoph, worum geht's da?

Christoph: Also wenn man das jetzt mal versucht einfach zu erklären, wenn ich den Drostern machen würde, würde ich sagen „Für Laien erklären“, dann geht es darum, wie die Volkshochschule mit anderen Einrichtungen und Sozialpartnern vor allem kooperiert. Das ist nicht selbstverständlich, vor allem in der Erwachsenenbildung. In dem Bereich, in dem ich da eine Weile geforscht habe, ist es so, dass vor allem Erwachsenenbildungseinrichtungen miteinander arbeiten. Und mit dem Begriff der integrativen Kooperation ist gemeint, dass also andere Bereiche integriert werden durch Kooperation und mich hat einfach interessiert, wie diese Kooperation läuft und warum sie läuft. Das heißt, Kooperation ist ja an sich erstmal bei uns im Alltag ein ganz positiv besetzter Begriff. Wenn wir aber uns empirisch damit befassen, also beobachten, wie das läuft, dann sehen wir, dass Kooperationen auch kontrollierend sein können, dass man Kooperationen eingeeht, um sich gegenseitig zu beobachten. So, und der Verweis auf die Praxiologie, das ist eine bestimmte theoretische Perspektive, wo es um die Theorie der Praxis geht. Pierre Bourdieu hat die ganz zentral begründet und da geht es eben darum, sich mit der Praxis zu beschäftigen, also zu schauen, wie Dinge in der Praxis laufen und dann daraus Theorien zu generieren. Das ist so eine Idee und mit dem Begriff der Regulative ist im Grunde nur gemeint, Faktoren zu finden, die

Kooperationsbeteiligung, also ob jemand mitmacht oder nicht, regulieren, also dazu führen, dass es wahrscheinlicher wird oder unwahrscheinlicher wird. Das ganze habe ich halt – wie man das so schön macht, in einer Masterarbeit, um dann auch zu zeigen, dass man sich gut mit Dingen beschäftigt hat – alles in einen Titel reingepackt und dann soweit komprimiert, dass im Grunde der Titel erklärt, was ich auf 100 Seiten geschrieben hab.

Robert: Clever, also ich hatte ja so im Kopf, wenn das ein Filmtitel wäre, dann wäre es wahrscheinlich sogar oscarverdächtig. So lange Filmtitel haben in der Vergangenheit auch gerne mal abgeräumt. Eigentlich wollten wir an der Stelle eine Brücke bauen, und zwar zu deinem Tätigkeitsfeld hier an der Hochschule. Da ich aber ganz schlecht im Brückenbauen bin und die Markus-Lanz-Moderation-Schule nicht besucht habe, frage ich einfach mal ganz offen: Wie sieht deine Arbeit hier an der H2 aus? Kannst du mal für Leute, die vielleicht auch nicht im Bereich studieren kurz mal anreißen, was machst du hier, du bist ja noch nicht ewig hier, darauf gehen wir nachher nochmal ein, wofür bist du da?

Christoph: Also erstmal als Prof an einer Hochschule für Angewandte Wissenschaften ist der Bärenanteil der Arbeit Lehre. Das heißt meine Hauptarbeit besteht darin, mit Studierenden gemeinsam an pädagogischen Fragen zu arbeiten, die Frage danach zu stellen, was Pädagogik und soziale Arbeit miteinander zu tun haben und den Blick auf Erziehungs-, Lern- und Bildungsprozesse zu richten. Das ist eigentlich so der große Anteil. Was natürlich auch wichtig ist und das würde ich so bei mir auch an zweiter Stelle sehen, ist das Thema Selbstverwaltung. Wir sind an der Hochschule immer noch in einem Generationenwechsel, als ich hier vor 15 Jahren, ich glaube 15 Jahre ist es jetzt her, dass ich hier studiert habe, da waren noch ganz andere Profs am Fachbereich, die Anfang der 90er angefangen haben und die sind dann halt irgendwann nach 30, 35 Jahren in den Ruhestand gegangen und jetzt kommen halt neue Leute. Das heißt wir als Neuberufene müssen auch relativ schnell in die Selbstverwaltung rein und natürlich begegnen uns in Sachsen-Anhalt, aber auch in Deutschland und Europa viele bildungspolitische Fragen, die auch an der Hochschule nicht vorbeigehen und da sind wir gerade so auch an vielen Stellen dabei zu schauen, wie kann Lehre gestaltet sein bei nicht gerade wachsenden sondern eher schrumpfenden Ressourcen, das Thema Studierendenrückgang ist natürlich auch etwas, also die sinkenden

Studierendenzahlen, was immer irgendwie mitschwingt, also das heißt da beschäftigen wir uns immer mit.

Was ich gern mehr machen würde aber was jetzt gerade immer irgendwie zu kurz kommt, sind so die Forschungsfragen. Und da merke ich schon, das ist ein ziemlicher Unterschied zu meiner Tätigkeit vorher an der Uni oder an den beiden Unis, an denen ich tätig war. Das waren ja fünf Jahre, die ich nach meinem Masterstudium als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Uni Magdeburg und an der Uni der Bundeswehr in München gearbeitet habe und da war es schon so, dass einfach 80 Prozent des Tages aus Forschungsarbeiten bestand. Ich habe in meiner Doktorarbeit irgendwie ganz intensiv forschen können und Lehre war ein ganz kleiner Anteil und das hat sich total krass gewandelt hier zur Hochschule. Also da brauchte ich jetzt erstmal so das halbe Jahr über, um das zu verstehen und um da auch eine Sortierung reinzukriegen. Ich denke das kommt jetzt auch sukzessive dann, dass ich innerhalb der Lehrprojekte oder innerhalb der Lehre irgendwie auch mehr Forschungsprojekte betreiben kann, aber das ist trotzdem noch irgendwas anderes. Also, wenn ich das jetzt mal so sagen kann, wenn ich Kollegen und Kolleginnen beobachte, mit denen ich zusammengearbeitet habe und die, dann irgendwie davon berichten dass sie sich jetzt wieder mehrere Tage mit Literatur beschäftigt haben und irgendwie material ausgewertet haben und Werkstätten und Workshops besucht haben, dann denke ich immer, das würde ich überhaupt nicht mehr reinkriegen in meinen Alltag. Also das sind eher so kurze Momente, die ich mir dann rausholen kann und das ist schon ein großer Teil aber es macht auch riesig Spaß. Also was ich total genieße ist, mit Studenten und Studentinnen in der sozialen Arbeit zu tun zu haben und denen so Ideen mit auf den Weg zu geben aus meiner Perspektive als Wissenschaftler aber auch als Sozialarbeiter, also in der Kombination.

Rebecca: Das wollte jetzt gerade noch fragen, ob dir das jetzt irgendwie ein Dorn im Auge ist, wenn du das vorher gewusst hättest, wenn es so viel mehr Lehre ist, also das hat sich ja echt um 180 Grad gedreht, wenn du das so sagst. Also vorher 80 Prozent Forschung und jetzt wahrscheinlich 80 Prozent Lehre eher, aber es gefällt dir ja trotzdem, also du hast trotzdem Spaß am Lehren.

Christoph: Absolut, das ist eine große Sache und das war auch so, wenn ich zurück überlege, dass ich auch an der Uni so in meiner Beobachtung, aus meiner

Selbsteinschätzung, immer auch schon ein höheres Gewicht auf Lehrmethoden und Lehrqualität gelegt habe als das vielleicht so an einigen Stellen üblich ist. Also man muss sagen, dass nicht immer an der Uni Lehre so der primäre Fokus ist, sondern da geht es vor allem um Forschung und Lehre ist halt das, was man auch machen muss. Hier an der Hochschule ist es so, dass Lehre einfach den absolut höchsten Stellenwert hat, den es haben kann, das merkt man in allem was wir tun: in den Fachgruppen, in den Fachbereichen. Also Lehrqualität hochzuhalten ist das Thema, was bei mir auf jeden Fall ganz klar ankam und ich würde nicht sagen „ein Dorn im Auge“, sondern es ist echt einfach eine Umgewöhnung. Also ja man denkt so es ist weiterhin eine wissenschaftliche Tätigkeit, aber hier ist es halt eher das wissenschaftliche Ausbilden und nicht so sehr das Generieren von neuesten, wissenschaftlichen Erkenntnissen. Es ist eher die Frage, wie kriege ich das gut vermittelt, wie kriege ich gerade Sozialarbeiter:innen gut mit wissenschaftlichem Wissen ausgerüstet, damit sie in der Praxis handlungsfähig sind, damit sie mit den Stürmen der Zeit und mit dem was so gerade in der, wie mein Doktorvater es immer gesagt hat „in der donnernden Praxis passiert“ gut umgehen können und auch gewappnet sind dafür.

Robert: Ich mag die Bilder die er zeichnet, ich hänge ihm an den Lippen, mikrofontechnisch. Christoph, ist das vielleicht ein Unterschied, den man so generell aufmachen kann oder aufzeigen kann zwischen Universität und Fachhochschule? Weil was mir häufig in meinem Umkreis passiert, ist dass man sagt, wenn man an einer Fachhochschule studiert, dass die Frage kommt, was ist der Unterschied zur Uni, beziehungsweise dass auch gleich so vorbefestigte Bilder im Kopf sind, wie: „Fachhochschule, hast du es nicht auf die richtige Uni geschafft?“

Rebecca: „...das ist ja keine richtige Uni.“

Robert: Würdest du das so mitgeben, dass man sagt Universität eher so der Forschungsschwerpunkt und an der Fachhochschule Wissensvermittlung?

Christoph: Also ich kenne diese Narrative und höre die auch ganz oft und das erste, was ich dann immer sage ist, es ist eine Hochschule für angewandte Wissenschaften. Den Begriff Fachhochschule, den gibt es schon nicht mehr, seitdem ich studiert habe und das ist 15 Jahre her, ja. [lacht]
Das ist so das Erste, aber klar, mit dem Begriff Fachhochschule und das höre ich

dann auch regelmäßig noch mit Kolleg:innen und dann sag ich immer ja aber wir sind eine Hochschule für angewandte Wissenschaften und das ist das Entscheidende, was man im Blick haben muss. Was man gleichzeitig sehen muss, ich war vorher in den Bildungswissenschaften an der Uni tätig und ich habe es da mit Studierenden zu tun gehabt, die haben es hier einfach nicht in den Studiengang reingeschafft. Die wollten gerne Soziale Arbeit studieren aber der NC war zu hoch, also zu schwer. Das heißt für mich war das Bild immer ganz umgekehrt.

Ich komme selber hier aus dem Bachelor Soziale Arbeit, habe den auch nur studieren können, weil ich einen entsprechend guten NC über das Abi. Ich hätte auch andere Sachen studieren können aber über meinen Zivildienst war klar, ich will was irgendwie im Bereich soziale Arbeit, Pädagogik machen und habe dann geguckt, was es gibt. Und als Kind einer Familie von nicht studierten Eltern, wie ich es bin, habe ich halt gesagt „Ich brauche etwas in der Nähe.“ Das weiß man auch aus empirischen Untersuchungen, Kinder aus sogenannten Arbeiterfamilien gehen halt nicht so weit weg und dann kam im Grunde Magdeburg infrage. Ich habe diese Bewerbung geschrieben, auch den Studienplatz bekommen und habe das als total wertschätzend erlebt, dass hier auf jeden Fall der Betreuungsschlüssel total gut war, dass wir kleine Seminare hatten, dass auf jeden Fall sozusagen die Studienstruktur gut organisiert war und das habe ich dann vor allem verstanden als ich an der Uni gearbeitet habe und festgestellt habe: Okay, Studienstruktur ist etwas, das gibt es hier gar nicht so richtig. Also man muss echt in der Uni viel mehr lernen sich in den Wirrungen durchzufinden des Studiums und das ist auch gar nicht so einfach intensive Rückmeldungen zu kriegen. Das verändert sich gerade auch aber es gibt schon irgendwie mehr die Idee, man muss da allein klarkommen in dem Unigeschäft und es gibt auch genug Leute, die einfach sehr lange sozusagen brauchen, um da irgendwie mit klar zu kommen, was jetzt auch nicht schlecht ist. Also es kann auch gut sein, sich Zeit zu nehmen fürs Studium, aber es gibt eben auch einige, denen das gut tun würde, wenn sie irgendwie mehr Zug drin hätten so in ihrem Studium und schneller ihre Ideen in der Praxis reflektieren können und vielleicht auch ihre irritierenden Erfahrungen machen können.

So, das finde ich, das ist das Gute, dass wir hier erst mal eine intensive Betreuung haben und dann aber auch diese starke Verbindung zur Praxis schon im Studium integriert haben. Ich weiß jetzt nicht, wie

das in anderen Studiengängen ist, aber für die soziale Arbeit kann ich sagen, dieses eine Jahr, was Studierende während des Studiums in der Praxis und begleitet durch Konsultationsgruppen, Supervisionsgruppen, das ist echt ein richtiges Gewicht und das gibt es so an der Uni, da habe ich das nie erlebt. Also von daher würde ich sagen ja, in Bezug auf Forschung mag das so sein, dass man diesem Bild noch nachhängt aber was, wenn man mal auf die Lehre schaut, dann ist auf jeden Fall der Anspruch deutlich höher, den ich erlebe und die Betreuung der Studierenden war gleichzeitig auch...

Robert: Das habe ich tatsächlich auch schon gehört, also, dass Studierende, die jetzt beispielsweise von unserer Hochschule, dann auch mal Kurse an der Uni hier in Magdeburg, also an der OvGU belegt haben, die dann halt echt sagen, also die Studis, die sagen „Gott, was verlangt der von uns?“ und hier an der Hochschule, ich komme von der Hochschule und sag dann „Das ist doch nichts.“

Also das hat wirklich der Anspruch teilweise höher als an der Uni, was Prüfungsleistungen teilweise anbelangt, aber eben auch, ich glaube es kommt sehr auf den Studiengang an. Was will ich jetzt studieren, also beispielsweise Robert und ich kommen vom Journalismus halt eben und wir müssen halt auch Praktika machen im Inland und im Ausland und ich glaube, das ist einfach eine super Erfahrung, macht sich natürlich auch irgendwo im Lebenslauf dann später gut, aber man hat dann einfach auch schon mal dieses Feld reingeschnuppert. Und man kann ja dann auch sagen okay, vielleicht ist Journalismus doch nicht meint sondern eher Richtung Öffentlichkeitsarbeit/PR-Arbeit. Ich glaube das ist ganz praktisch, einige Studiengänge einfach angewandt zu studieren und dann einfach schon mal in dieses Feld wirklich praktisch reingucken zu können und ich meine, wie gesagt, wir haben ja hier auch beim Journalismus diese Lehrredaktion und alles, wo man halt auch schon mal ausprobieren kann. Man bekommt eine Kamera in die Hand und muss Beiträge machen oder im Mikrofon oder schaut, wie man wie man Online-Content darstellen kann und alles.

Ich glaube, es ergibt Sinn, einige Studiengänge auf jeden Fall praktisch irgendwo zu studieren oder praxisorientiert und bei anderen Studiengängen, wenn man halt sagt ich will später eh gehen die Forschung oder will auch wissenschaftliches Arbeiten lernen, dann ist vielleicht die Uni und selbständiges Lernen natürlich dann

auch besser geeignet. Also ich glaube, da muss man irgendwo vielleicht gucken, wo soll es später mal hingehen. Es gibt natürlich auch beispielsweise Lehrerberuf, glaube ich jetzt nicht, dass es an einer Hochschule, also für angewandte Wissenschaften, angeboten wird.

Christoph: Da gibt es also in einigen Bundesländern die Modelle der pädagogischen Hochschulen, das war jetzt auch im Zuge des Landtagswahlkampfes in der Diskussion. Ich weiß nicht, welche Partei das eingebracht hat, dann die Lehrausbildung stärker in pädagogische Hochschulen zu bringen, also und die Uni ist ja eine Zusammensetzung einer technischen Universität und einer pädagogischen Hochschule. Das heißt das alte Modell, was wir zu DDR-Zeiten in der Lehramtsausbildung hatten, die Ingenieure wurden in der TU ausgebildet und die Lehrkräfte an der PH, ja und die alte FHW, an der ich gearbeitet habe, ist im Grunde sozusagen die Nachfolgestruktur der pädagogischen Hochschule und da liegt auch die Lehrerausbildung im Kern.

Für die soziale Arbeit ist es noch mal ein bisschen spannender, weil wir aktuell in einer in einer Entwicklung sind, wo die Gleichzeitigkeit von, also wir arbeiten immer mit Forschungsmethoden auch in der Lehre. Es geht darum, dass wir anhand von Forschungsmethoden aber Studierende zum einen in die Lage versetzen in der Praxis mit dem, was sie da erleben, was ja häufig Dinge sind, die man nicht, die kann man nicht vorher planen. Also ja, das was die Krisenmomente, die Menschen erleben, die Irritationen, die auftreten, die Marginalisierung, die Menschen erfahren, die Diskriminierung, die kann man kaum vorher antizipieren. Also brauchen wir Fachkräfte, die in der Lage sind, das Unbekannte zu beobachten und aus dem Unbekannten heraus mit Theorien, die sie gelernt haben irgendwie neue Handlungsoptionen zu entwickeln. Dafür braucht es eben auch einen forschenden Blick, nicht unbedingt die Forschungsarbeit, die am Ende geschrieben wird aber zumindest dieses Gefühl und diese Haltung der Praxis gegenüber und die gleichen Methoden kann man auch gut einsetzen, um gerade aus dem Bereich, wo ich herkomme in der qualitativen Forschung, Wissen über Praxis zu generieren. Das was wir mit dem Begriff der Praxiologie vorhin hatten, also Theorien zu generieren, die aus der Praxis kommen und die nicht unsere Idealvorstellungen von Praxis sind, sondern die wirklich wiedergeben, wie das Leben so läuft und die uns Wissen darüber vermitteln und das ist gerade das, was wir brauchen – beispielsweise, wenn wir es mit

marginalisierten Gruppen in der Gesellschaft zu tun haben.

Das ist das, was ein Wissenschaftler auf den ich gern Bezug nehme, Jürgen Wittpoth, der zitiert mal gern Pierre Bourdieu mit seinem Scholastischem Irrtum. Also, um das vielleicht kurz zu erklären, das ist eine total spannende Idee, betrifft auch mich als sogenanntes oder wie ich mich auch gern selbst bezeichne als Arbeiterkind. Ich bin jetzt in die Wissenschaft aufgestiegen, sitze also in einer Hochschule ohne Handlungsdruck und kann auf die Praxis, also handpraktischen Handlungsdruck, kann auf die Praxis schauen, kann mir meine Gedanken dazu machen. Wenn ich das jetzt Praktiker:innen erzähle, sagen die zu mir: Ja, aber das hat ja wenig mit unserem Handlungsdruck, mit unserer Praxis zu tun. Und genau dafür braucht es aber einen Forschungszugang, der nicht meine Ideen aus sozusagen aus der Bibliothek versucht in die Praxis zu transportieren, sondern der die Praxis beobachten, daraus Theorien entwickelt, die wir Studierenden mitgeben. Also ja und dieser Scholastische Irrtum meint, dass also Wissenschaftler:innen ohne Handlungsdruck Theorien über die Praxis entwickeln, die für die Praxis im Grunde nicht anwendbar sind, weil die Zwänge und Notwendigkeiten der Praxis rausbleiben, also nicht da sozusagen enthalten sind. Gerade diejenigen, die aus sozusagen den praktischen Bereichen kommen und in die Wissenschaft gehen, denen wird dann gern nachgesagt, sie könnten ja besonders gut die Praxis verstehen, aber das Ding ist, wenn ich als ehemaliger, also als Sozialarbeiter, der mal in der Praxis tätig war, jetzt in der Hochschule tätig bin, weiß ich ja nicht mehr um die Notwendigkeiten und Zwänge, die Sozialarbeiter:innen gerade in der Praxis haben.

Robert: Also ändert sich ja auch immer wieder.

Christoph: Klar, das ändert sich und das, also das ist so ein bisschen so wie jemanden zu erklären, wie Laufen funktioniert. Sobald wir angefangen haben zu laufen, wissen wir nicht mehr, wie sich das anfühlt nicht laufen zu können. Und so ähnlich ist es, wenn man in die Forschung geht. Man vergisst ein Stück weit, wie es sich anfühlt unter Handlungsdruck in der Praxis tätig zu sein. Ja und wir haben immer mehrere Dinge, die wir gleichzeitig im Blick haben müssen. Die Menschen haben einen Job, also es geht um Existenzsicherung aber sie haben auch bestimmte Vorstellungen davon, wo sie Menschen hinwollen, also bestimmte Ideale und gleichzeitig auch noch den Druck, irgendwie bestimmte Kontrollfunktionen umzusetzen. Und alles das zusammen macht

eben Notwendigkeiten aus. Manchmal denkt man dann: Ja warum machen die Leute das nicht einfach besser? Und das kann man einfach sagen, wenn man nicht selber in der Situation ist.

Robert: Du hast es ja vorhin schon mal kurz angesprochen, du hast hier selber studiert an unserer Hochschule, du hast den Bachelor gemacht in Sozialer Arbeit. Wenn du jetzt auch diesen Einblick hast, wie es hier ist als Lehrender zu sein oder als Wissenschaftler zu arbeiten, erkennst du irgendwo Unterschiede dazu, wie dir damals Wissen vermittelt wurde, wo du sagst, das läuft jetzt eventuell besser oder es läuft einfach anders, als das damals war? Du hast ja beide Seiten sozusagen gesehen oder siehst beide Seiten.

Christoph: Ja, ich weiß gar nicht, ob ich den Vergleich so einfach ziehen kann, weil ich natürlich heute jemand ganz anderes oder ich bin heute gedanklich an anderen Stellen als ich es im Studium war. Ich entdecke schon viele Ähnlichkeiten, also es gibt sehr unterschiedliche Arten, wie man in der sozialen Arbeit lehren kann, welche Ansprüche man auch sozusagen in seine eigene Lehre mit reinbringt, also welche Ideen und Perspektiven man so vermitteln will. Ich glaube, diese Vielfalt, die gab es schon immer und die ist auch gut, weil Studierende verstehen müssen, dass es nicht die eine Perspektive gibt, sondern die verschiedenen Perspektiven auch in ihrer Widersprüchlichkeit aushalten können müssen. Und das war schon immer so. Es gab halt einzelne Lehrveranstaltungen, einzelne Dozent:innen, die mich sehr geprägt haben, was ich so im Nachhinein verstanden habe.

Robert: Positiv und negativ?

Christoph: Ja, es sind vor allem die Positiven, die mir aufgefallen sind, also diejenigen Veranstaltungen, die mir gezeigt haben, dass ich Spaß und Lust daran habe, tiefer in Texte einzusteigen. Also man muss nicht unbedingt sehr tief in den Text einsteigen, man kann auch Texte lesen, irgendwie seine Seminararbeiten absolvieren, aber irgendwie den zusätzlichen Antrieb aufzubringen sozusagen noch einmal tiefer reinzugehen, vielleicht ergänzende Literatur zu lesen, da gab es einzelne Veranstaltungen, die mir wirklich Lust darauf gemacht haben und die waren für mich sehr prägend.

Robert: Das heißt, das versuchst du dann ähnlich umzusetzen?

Christoph: Ja und die Frage ist aber immer: Erreiche ich damit jeden, ja? Also, wenn ich mit meiner Frau spreche, die also im Bereich Lehrer:innenbildung unterwegs ist, dann sagt sie mir, es gibt halt zwei Ideen. Es gibt ganz holzschnittartig gesprochen, die Spitzenförderung und die Breitenförderung. Und wenn ich jetzt versuche Menschen tief einzusteigen, werde ich eher sozusagen bestimmte Menschen erreichen. Ich will jetzt nicht von Spitzenförderung sprechen, aber es ist so die Idee, also ich erreiche halt so einen kleinen Teil, der Lust hat darauf. Aber natürlich ist es auch wichtig irgendwie möglichst viele Studierende mitzunehmen, die hier mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen kommen. Wir wissen zum Beispiel, allein das Elternhaus und die Anzahl der Bücher im Elternhaus einen Riesenunterschied macht, wie der Zugang zur Literatur ist. Und zu wissenschaftlicher Literatur ist ja noch mal schwerer, weil eine ganz eigene Sprache drin ist. Also auch die Art und Weise, wie Texte aufgebaut sind und da möglichst viele Studierende heranzuführen, das ist schon ein Anspruch, den ich habe aber ich merke auch, dass an einigen Stellen es manchen also sehr, sehr schwer fällt dieses abstrakte Denken reinzukriegen, also wegzukommen von der ganz konkreten Vorstellung. Da habe ich aber auch Spaß daran, immer weiter daran zu arbeiten und mit möglichst vielen zu üben, sozusagen auch mal einen abstrakten Gedanken zu stellen in Distanz von den eigenen Erfahrungen zu gehen. Ist ja auch wichtig in der Praxis, wenn ich immer nur meine Erfahrung übertrage auf andere, dann sehe ich nicht alles. Sondern möglichst auch mal einen Schritt zurückzugehen, zu fragen, was passiert eigentlich in der Situation?

Robert: In unserem Vorgespräch, das Gäste von uns ja immer bekommen, schriebst du ja, schriebst du ja?

Rebecca: Hast du geschrieben, nimm einfach Perfekt.

Robert: Ich hatte einen Aussetzer in der Birne, tut mir leid. Schrobtest du.

Rebecca: [lacht]

Robert: Deine Antwort auf die Frage, wie du dich als Studierender wohl selbst wahrnehmen würdest, war folgende: „Anspruchsvoll aber machbar.“ Würdest du das so unterstreichen nochmal?

Christoph: Also machbar in dem Sinne, also ja, das muss man differenzieren. Ich hab gesagt, also auf der einen Seite: klar, es ist

machbar. Aber ich weiß auch, dass es nicht nur eine Frage des Willens ist, bestimmte Dinge zu verstehen. Sondern manchmal gibt es auch Barrieren, die so durch bestimmte Umstände, in denen man aufgewachsen ist, Situationen, in denen man groß geworden ist oder auch Situationen, in denen man gerade irgendwie lebt, unter denen man auch gewissermaßen dann an einigen Stellen leidet, also Zwang erfährt, gar nicht so einfach ist, immer alles zu wollen und ja, das ist auch die große Herausforderung, die ich sehe, auf der einen Seite irgendwie anspruchsvoll zu bleiben, gleichzeitig zu verstehen, dass es nicht für alle in dem Moment machbar ist und, dann zu überlegen, wie gehe ich damit in der Lehre um. Bleib ich auf dem Anspruchsniveau oder fahre ich das an einzelnen Stellen runter, um die Machbarkeit zu erhöhen? Also und da werde ich wahrscheinlich noch Jahre daran knabbern an der Frage.

Robert: Gibt es denn irgendwann ab irgendeiner Stelle oder irgendeinem Punkt im Studium in deiner Wissensvermittlung so eine, ich sage jetzt mal, so eine akademische Triage? Also wo du sagst, okay, ich vermute ich verliere jetzt einige. Es ist ein fieses Bild, tut mir leid, wo man sagt, naja ich weiß da sind so zwei, drei Pappenheimer, die werden es nicht schaffen.

Christoph: Nee, aber da geht es darum, die unterschiedlichen Perspektiven zu verstehen. Es ist ja auch ganz wichtig, dass nicht alle diesen hochanalytischen Blick anlegen und alles immer nur so – das sind nicht die Klingonen, sondern was war Data? Vulkanier.

Rebecca: Nein, nein, nein, also Data, da würde jetzt unser zweiter Gast, der hier war also, [lacht]... er war ein Android.

Christoph: Genau, ach nee, ich meine Spock.

Rebecca: Spock war Vulkanier.

Christoph: Genau, ich habe gerade die Geste gemacht, das haben die Zuhörer:innen jetzt nicht gesehen. Das war ja auch eine sehr analytische aber auch fast technokratische Art. Und natürlich tendiert manchmal der wissenschaftliche Blick auf Praxis auch dazu irgendwie diese starke Distanz zu haben. Was gleichzeitig wichtig ist, ist in Beziehung gehen zu können mit den Menschen, mit denen wir arbeiten. Wir brauchen Arbeitsbeziehungen, nichts anderes bindet uns sozusagen aneinander.

Robert: Romantisch.

Christoph: Außer manchmal. Eine Arbeitsbeziehung ist aber auch eine Arbeitsbeziehung, das ist keine, also es ist hier kein Privatvergnügen und da braucht es eben auch Menschen, die in der Lage sind das aufzubauen und ich glaube diese Mischung, also gerade in Teams zu arbeiten, wo unterschiedliche Typen zusammenkommen, das ist wichtig. Und das muss man eben auch sehen, dass meine bestimmte Perspektive auf Soziale Arbeit als Wissenschaft nur eine Perspektive ist und andere Studierende irgendwie auch ganz gute Essenz mit reinbringen, die vielleicht diesen analytischen Blick nie sozusagen so ausprägen werden, aber andere wichtige Komponenten mit in die Soziale Arbeit reinbringen.

Robert: Es braucht Menschen mit Bauernschläue.

Rebecca: [lacht]

Christoph: Habe ich das gerade gesagt?

Rebecca: Nein.

Robert: Ich hab's zumindest so verstanden.

Christoph: Nee, nee, sondern vielleicht auch mal eher an einigen Stellen intuitiv zu reagieren also es gibt immer so ein großes Dilemma zwischen der Frage interveniert jetzt gleich in der Situation, also gehe ich jetzt gleich rein und versuche etwas zu verändern oder gehe ich den Schritt zurück und warte ab und denke nach? Sich auf die eine oder die andere Seite komplett zu schlagen, ist nicht gut, man braucht also das Verhandeln zwischen diesen beiden Dingen. Und die Frage ist, schaue ich mir sozusagen das große Ganze an oder gucke ich komplett auf den Einzelfall? In beiden Perspektiven verliere ich Dinge aus dem Blick. Also muss ich immer Menschen möglichst, also wir als einzelne Menschen haben häufig eher eine Perspektive, die wir einnehmen – ohne dass wir das ganz bewusst tun. Wenn ich aber mit zwei, drei Kolleg:innen zusammenarbeite, die unterschiedliche Perspektiven reinbringen, dann können wir gerade in den Teamzusammenhängen, sozusagen um die Deutungen ringen und können Lösungen erarbeiten, die versuchen mehrere Facetten gleichzeitig im Blick zu nehmen, obwohl es kompliziert ist und herausfordernd, spannungsreich. Aber es sich eben nicht so einfach zu machen und ich glaube dafür braucht es ganz unterschiedliche Typen von Professionellen auch, die hier ausgebildet werden.

Rebecca: Wir hatten dich auch unter anderem gefragt, auf welches Privileg du als Dozierender, als Professor sozusagen nicht mehr verzichten möchtest und du hast geantwortet: „Grundgesetz Artikel 5, Absatz 3.“ Kannst du den rezitieren?

Christoph: Nur ungefähr, ich bin halt kein Jurist aber es geht um die Freiheit von Forschung und Lehre. Das ist so das entscheidende Thema und ich hoffe das war der richtige Artikel aber ich meine, ich habe es auch nochmal gegengecheckt.

Rebecca: Es war der Richtige.

Christoph: Genau. Und diese Freiheit ist das höchste Gut, was wir haben in der Wissenschaft und das merken wir jetzt gerade in Zeiten von Corona, wo auch Wissenschaft noch massiver als sonst sozusagen angegriffen wird und in der bestimmten Art und Weise, nicht alltägliches Wissen zu generieren sozusagen angefragt wird. Und ich finde da ist unheimlich wichtig, dass auf diese Freiheit immer wieder Bezug genommen wird und dass sie als Grundgut einer Gesellschaft verstanden wird. Dass eben Wissenschaft nicht von Finanzströmen abhängig ist und entlang von Finanzquellen forscht, sondern im Fokus immer klar ist, Wissenschaft braucht eine Basisfinanzierung und das ist auch ein Thema, was uns ja gerade in der Hochschullandschaft umtreibt. Wissenschaft braucht eine Basisfinanzierung, aus der heraus sie forschen kann und lehren kann, ohne dass davon die Zahlung von Finanzmitteln abhängt. Und deswegen ist das für mich wirklich, wirklich zentral und sich das auch immer wieder klar zu machen, das vielleicht noch mal so als Ergänzung. Also sich immer wieder klar zu machen, dass dieses Privileg, was wir haben eben auch bedeutet, dass wir eine Aufgabe gegenüber der Gesellschaft haben. Nämlich unabhängig von bestimmten politischen Lesarten in der Gesellschaft mit wissenschaftlichen Methoden auf gesellschaftliche Zusammenhänge zu schauen und sie infrage stellen zu dürfen.

Karl Mannheim, ein großer Soziologe aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, der auch für die Praxiologie nicht ganz oder für das was wir sozusagen Deutschland daraus gemacht nicht ganz unwichtig war, hat mal von der frei schwebenden Intelligenz gesprochen. Das ist natürlich eine hochideales Bild, aber die Universitäten sind sozusagen in seine Idealvorstellung freischwebend gewesen von allen möglichen ideologischen und utopischen Ideen, vor allem den ideologischen

Vorstellungen. Und er war sehr geprägt von der Ideologie der 1920er und 30er Jahre, musste fliehen, dann in Deutschland irgendwie auch die Zeit der 30er erlebt. Er hat gesagt, gerade die Universitäten sind eine wichtige Instanz, zu der Zeit gab es halt die Hochschulen so in der Form noch nicht. Die Universitäten sind eine wichtige Instanz um gesellschaftliche Entwicklungen, auch wie so ein Fels in der Brandung manchmal, reflektieren zu können. Das heißt auch, Wissenschaft darf sich nicht mit den Gezeitenströmen komplett mitreißen lassen, sondern sie muss auch mal träge und starr sein. Auch das gehört dazu, das wird ja gerne mal angefragt und ja, es dauert immer alles so lange in der Wissenschaft und Hochschulen sind so unbeweglich. Und ich glaube darin steckt auch eine besondere Qualität, die wir verstehen müssen.

Robert: Ich finde, wo wir ihn gerade so diskutiert haben, sollten wir den Absatz 3 einfach mal kurz rezitieren.

Rebecca: Bitte, bitte.

Robert: Grundgesetz Artikel 5, Absatz 3: „Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.“ Sollte man mal gehört haben.

Rebecca: Ich finde wir haben jetzt schon sehr hochqualitativen Content gehabt, hier in dieser Episode. Also wunderbar, das ist auf jeden Fall lehrreich.

Robert: Ja, ich würde sagen, nach dem sehr, sehr mitreißenden ersten Themenkomplex unterbrechen wir das ganze mal mit unserem berühmten Entweder-Oder-Spiel. Wir sind seit Folge 1 auf der Suche nach einem catchigen Titel.

Christoph: Ich bin gespannt.

Robert: Ja, ich glaube zu Staffel 2 – sofern es die gibt – haben wir dann bestimmt einen Titel. Bis dahin heißt das ganz einfach Entweder-Oder was anderes. Mit dem Thema „Magdeburg -uncool aber geil“.

Rebecca: Das hast du ja gesagt, wir hatten Christoph gefragt, was ist irgendwas, was uncool ist, aber was du trotzdem cool findest? Und da hat er gesagt: Magdeburg.

Christoph: Ja, meine Hood.

Rebecca, Robert: *lachen*

Robert: Wir haben ein paar Fragen vorbereitet, so ein bisschen Gemischtes und

du kannst einfach spontan antworten, was dir so als erstes durch die Synapsen schießt.

Christoph: Übrigens: Cooler Podcast vom NDR, kann ich sehr empfehlen „Synapsen“.

Rebecca: Als du gesagt hast „Gemischtes“, habe ich auch an Gemischtes Hack gedacht.

Christoph: Ist ja auch ein Podcast, oder?

Rebecca, Robert: Ja.

Robert: Unter anderem.

Robert: Also fangen wir mal an, barfuß durch Neustädter Feld oder mit High Heels in die Strandbar?

Christoph: Mit High Heels in die Strandbar.

Robert: Stark.

Rebecca: Das will ich sehen.

Robert: Videokonferenz eine Stunde mit Verschwörungsschwurblern und einer guten Internetleitung oder sechs Stunden Wochenendseminar am Stück bei schlechter Verbindung?

Rebecca: Richtig schlechte Verbindung.

Christoph: Letzteres, also business as usual.

Rebecca: [lacht]

Robert: Allee-Center vor Weihnachten oder Weihnachtsmarkt nach Weihnachten?

Christoph: Ajajajaj.

Rebecca: Stell dir mal gern so einen verkaufsoffenen Sonntag zwei Tage vor Weihnachten vor.

Christoph: Als jemand, der sich ja für Menschen und menschliches Verhalten interessiert, würde ich sagen Allee-Center vor Weihnachten.

Robert: Sehr gut. Die Erstausgabe per Anhalter durch die Galaxis aber die letzten zehn Seiten fehlen oder eine signierte Vinyl von Tenacious D aber fies zerkratzt.

Christoph: Boah, das ist ja eine Hard-Core-Entscheidung, ich würde beides nehmen aber das geht nicht, weil es entweder oder ist. Also wenn Jack Black sie selber zerkratzt hat, dann auf jeden Fall die Vinyl von Tenacious D.

Robert: Richtige Antwort. Ein Besuch im Flower Power – lieber besoffen um 22 Uhr oder stocknüchtern um 3?

Christoph: Letzteres funktioniert nicht, insofern also besoffen um 22 Uhr ist glaube ich etwas, was gut funktioniert. Dass man da um 3 rausgeht und nichts getrunken hat, das habe ich echt noch nie erlebt.

Rebecca: Wobei als Sozialforscher ist dann wahrscheinlich einfach mal nachts 3 Uhr ins Flower Power zu gehen, sofern es dann wieder öffnen kann bis 3 Uhr und, und dann menschliches Verhalten zu beobachten, könnte wahrscheinlich auch sehr interessant sein.

Christoph: Aber das funktioniert im FloPo nicht, das ist das Coole daran. Ich war damit Leuten, die echt dachten, dass sie echt sehr, sehr nüchtern und rational bleiben können und das FloPo irritiert das einfach alles. Da passieren Dinge, die passieren nirgendwo sonst in der Stadt und man kommt auch nicht um 3 raus, also entweder man geht gar nicht erst rein oder man kommt frühestens um 5 raus und hat eine Menge interessante Dinge erlebt und Menschen getroffen, aber kann auch einfach mal total lockerlassen. Also ich freue mich, wenn das FloPo irgendwann wieder aufmacht und, weil ich da wieder mal mit Kolleg:innen bei einer Konferenz, die in der Stadt stattfindet, dann reingehen kann und eine sehr abgefahrene Ecke zeigen kann. Das ist so ein bisschen, wie die letzte Ecke im Universum, wo man dann den Gin Tonic trinkt, um mal wieder Fahrten durch die Galaxis aufzurufen.

Robert: Absolut, jedenfalls war das unser kleiner Break „Entweder-Oder was anderes“.

Rebecca: Genau. Wir bleiben mal noch ganz, ganz kurz beim wissenschaftlichen Arbeiten. Du hattest angegeben, dass du von 2018 bis 2019, und das hast du vorher noch kurz angesprochen, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität der Bundeswehr in München warst. Was hat dich dahin geschlagen? Du hast ja eigentlich gesagt, du würdest eher in Magdeburg bleiben vorhin, als Kind einer – wie du selber gesagt hast – Arbeiterfamilie. Also wie bist du dorthin gekommen?

Christoph: Ja so wie das läuft, wenn man im Wissenschaftsbetrieb ist und irgendwie an seiner Doktorarbeit schreibt und der Doktorvater wandert, also zieht weiter. Also Olaf Dörner, mein Doktorvater, hatte eine Juniorprofessur in Magdeburg, da habe ich bei ihm angefangen die Doktorarbeit zu

schreiben, ist dann nach München gegangen, hat da einen Ruf bekommen. Und man muss sagen, dass dieser Bereich, in dem er da den Ruf hatte mit Burkhard Schäffer, einer ist, der für mich für die Erwachsenenbildung ganz zentral war, vielleicht da mal so eine kleine Genealogie aufzuzeigen, wie das so lief personell. Also Burkhard Schäffer war hier in München an der Uni, war damals Oberassistent bei Jürgen Wittpoth, für mich ein ganz wichtiger Wissenschaftler in der Erwachsenenbildungs-Debatte, weil er auf eine sehr, sehr kritisch-analytische Art so allgemeine Annahmen hinterfragt. Also um das mal kurz, damit ich das nicht sozusagen wie ein Cliffhanger stehen lassen, wir haben grundsätzlich die anderen und das sehen wir auch in einem bildungspolitischen Programm, dass wenn Menschen an Weiterbildung teilnehmen, dass sie dadurch den Zugang zu gesellschaftlichen Prozessen kriegen. Und Jürgen Wittpoth bestand vehement darauf und hat das auch wissenschaftlich ich finde sehr überzeugend begründet, dass Menschen erst dann an Weiterbildungen teilnehmen, wenn sie das Gefühl haben schon Teil der Gesellschaft zu sein.

Das heißt unsere Alltagsvorstellung, wir müssen nur mehr Weiterbildungen anbieten und dann werden Menschen schon zum Teil der Gesellschaft, schauen wir uns Sprachkurse im Bereich Migration an, dann ist das eine sehr alltagstheoretische Vorstellung. Wir sehen vor allem, dass Menschen an Weiterbildung teilnehmen, die schon das Gefühl haben, ein Teil der Gesellschaft zu sein oder die ernsthafte Erwartung haben, ein Teil der Gesellschaft werden zu können. So und in dieser Traditionslinie liegt also meine wissenschaftliche Ausbildung. Und da sind Olaf Dörner und Burkhard Schäffer zwei ganz wichtige Personen und ich hatte halt die Chance mit meiner Doktorarbeit im Bereich Erwachsenenbildung mit den beiden Menschen in München zusammen zu arbeiten. Und da muss man sagen, die Uni der Bundeswehr ist auch ein sehr, sehr angenehmes Arbeiten, weil man wirklich richtig viel Zeit zum Forschen hat. Man ist auf einem Campus, also ich kann das mal versuchen zu bebildern.

Robert: Ich wollte gerade nachfragen. Skizziere doch mal so das Leben, Wirken und Forschen an einer Universität der Bundeswehr interessiert zum einen bestimmt die Hörer:innen da draußen, mich inklusive, weil man natürlich ein gewisses Bild von der Bundeswehr hat und das projiziere ich jetzt wahrscheinlich fälschlicherweise auch gerade auf die Universität der Bundeswehr.

Rebecca: Also ich habe so ein Bild, dass alle nur in Uniform rumlaufen, ne?

Christoph: Ja, die Militärs aber nicht die Zivilen. Und man muss dazu wissen, dass ich und mein lieber Kollege Stefan Runde, die wir beide bei Olaf Dörner an der Professur gearbeitet haben, beide Kriegsdienstverweigerer sind. Er hat einen langen, schwarzen Bart, ich habe einen etwas kürzeren, blond-braunen Bart und wir waren beide da die mit den Bärten. Und wir standen dann vor Gruppen vor Offizieren, die da ihr Studium absolvieren und das war schon ganz interessant, aber um das zu erklären: Also man hat einen Dienstaussweis. Es gibt ein Drehtor, das Drehtor wird bewacht von MPs und ein Kollege von mir, nee nicht der Kollege, sondern jemand ist unter dem Schlagbaum durchgelaufen. Und die MPs dachten, ihn erkannt zu haben und uns dann die auf einmal mit Gewehren vor seiner Bürotür und haben ihn gefragt, warum er auf einmal einfach so drauf ist. Das heißt, also gerade dadurch, dass, das war so meine Vermutung, dadurch, dass er Raumfahrttechnologie so in dem wissenschaftlichen Kontext verhandelt wird, Alexander Gerst ist ja in vielen Begriff, der hat da seine Doktorarbeit geschrieben und in dem Kontext wird natürlich hochsensible Militärtechnik auch verarbeitet.

Das heißt, man ist erst mal in einem auf einem Campus unterwegs, in München muss man sagen, Hamburg ist die Situation anders, der hermetischer abgeriegelt ist und auf dem man nur kommt, wenn man entweder vorher durchgecheckt wurde vom militärischen Nachrichtendienst oder eine Anmeldung hatte. Also ich musste dann immer für meine Gäste auch bürgen, dass die nichts anstellen. Und dann ist aber das Gebäude selber, das ist erstaunlich total zivil. Also in unserem Institutsgebäude hat man kaum Uniform gesehen. Es gab mal einzelne Studierende, also die Offiziere, die mit uniform reinkamen, aber ansonsten ist das wissenschaftliche Arbeiten selber total zivil, weil alle die da rumrennen ja Wissenschaftler:innen sind und keine Militärs. Ich glaube, unter den Professor:innen gab es wenige, die einen Militärrang hatten, die meisten waren irgendwie zivil. Gleichzeitig habe ich mit einem Masterabschluss und mit meiner Doktorarbeit natürlich in der militärischen Rangfolge einen Rang eingenommen, der deutlich über dem der Offiziere war. Das heißt von den Offizieren, also von meinen Student:innen wurde ich dann schon in einer bestimmten Art militärisch angesprochen, also nicht mit einem Titel, aber man hat das gemerkt, diese

Vorstellung von Hierarchie, die war mir total fremd. Also als Sozialpädagogin, der irgendwo als Sozialarbeiter der Universität und in der Bundeswehr arbeitet, dass militärisch mit einem umgegangen wird, das ist schon ein seltsames Gefühl.

Robert: Ihr könnt mich Christoph nennen. „Ja, Sir“.

Rebecca: [lacht]

Christoph: Gern auch Herr Professor, obwohl ich noch gar keinen - oder gerne Herr Doktor, als ich noch keinen Dokortitel hatte, also immernoch einen Titel draufpacken, um sicherzugehen, dass man ihn ja nicht so gering anspricht.

Robert: Ich muss sagen, als wir durch deinen Lebenslauf gegangen sind und wir bei der TU, quatsch, bei der Universität der Bundeswehr angekommen sind, sprang ich geistig sofort zu deinem Antwortbogen zurück und zwar zu der Frage „Für diesen Trend war ich noch nicht mutig genug oder zu clever“: Überzogene Männlichkeitsbilder. Weil ich dann gemerkt habe, dass sich das Thema Männlichkeitsbilder und auch das Thema Jungenarbeit schon so ein bisschen durch deinen Lebenslauf zieht. Ich würde jetzt nicht ganz sagen wie ein roter Faden und irgendwann hört es glaub ich auch auf.

Christoph: Kommt jetzt gerade wieder.

Robert: Aber es ist schon sehr stark vertreten. Was für ein überzogenes Männlichkeitsbild existiert in der Gesellschaft, wie nimmst du das wahr? Und vielleicht fangen wir mal direkt an der Universität in München an. Überzogene Männlichkeitsbilder und Militär, ist das ein Thema? Also wahrscheinlich ist das ein Thema.

Christoph: Ja klar, also Vorstellungen von Stärke, also das, was sozusagen klassische Männlichkeitsvorstellungen unserer Gesellschaft auszeichnet, sind, das kann man auch an einigen Stellen beobachten, das ist raumgreifendes Verhalten, also im Raum reinzukommen und total präsent zu sein durch Lautstärke, durch Größe, durch Geruch und das ist natürlich so eine Vorstellung, die man frei mit Männlichkeit assoziiert. Jetzt ist es aber so, wenn wir uns die Vielfalt von Männlichkeit in der Gesellschaft angucken, dann sehen wir, dass die Spannweite auf jeden Fall deutlich größer ist. Es gibt ja so dieses, finde ich – relativ einfache, aber überzeugende Denkmodell – dass die Varianz innerhalb eines Geschlechtes häufig größer ist, als der

Unterschied zwischen den Geschlechtern. Das heißt, dass, wenn man eine Schulklasse oder einen Jahrgang von Jungs an einer Schule nebeneinanderstellt, dann sind die so unterschiedlich, wie man sich das nur vorstellen kann. Und dann kann man im Grunde parallel dazu noch eine Reihe Mädchen aufstellen. Man wird sehen, dass die Deckung zwischen den Körpergrößen, zwischen den Art und Weisen, wie sie sich verhalten, viel ähnlicher sind.

Was wir aber gerne versuchen in unserem gesellschaftlichen Bild ist, Eindeutigkeiten herzustellen und zu sagen okay, so müssen Jungs sein, so müssen Mädchen sein und für mich war relativ schnell während des Studiums diese Frage, sozusagen des Zulassens der Eigenheiten des Eigensinns von Menschen ganz entscheidend und das war für mich immer auch das, was die Jugendarbeit eben ausgemacht hat. In geschlechterhomogenen Setting, Jungs die Möglichkeit zu geben, alles was sie an Persönlichkeit, an Ideen und an Vielfalt mitbringen, zeigen zu können, ohne sich selbst zu beschneiden vor dem Hintergrund so ganz einfacher und stereotyper Männlichkeitsbilder. Das ist so die Grundidee und das ist wahrscheinlich bei mir auch irgendwie ein Stück weit biografisch geprägt, weil ich nie so der klassische „Junge“ war, der gern Fußball gespielt hat und irgendwie WWF, also Wrestling und sowas cool fand. Sondern ich habe halt irgendwie im Chor gesungen und habe andere Sachen gemacht.

Robert: I feel you, bro.

Christoph: Ja, also es war so Musik was mich geprägt hat und natürlich wird man dann irgendwie auch komisch angemacht von Jungs in dem Alter, die sagen „Du passt hier irgendwie nicht rein, du verhältst dich irgendwie anders.“ Ich glaube, das hat schon was gemacht und vielleicht war es auch das, was mich dann irgendwie dazu gebracht hat zu sagen: Okay, ich will auf jeden Fall andere Räume schaffen für Jungs, wo sie verstehen können, dass das, was sie mitbringen gut für sie ist. Weil nicht jeder bringt vielleicht irgendwie diese Sturheit mit, so zu sein, wie man selbst ist. Es gibt einige Menschen, die kriegen das gut hin. Aber manche brauchen halt Räume, in denen sie sich selbst noch mal anders entdecken können.

Robert: Dazu vielleicht eine ganz kurze Anekdote, weil es mir nachher garantiert wieder entfleucht: Das, was du gerade skizzierst, da gibt es so ein zentrales Erlebnis, ich war als Jugendlicher in so einer Männerrunde. Ich mache es ganz kurz - und

es wurde so locker room talk betrieben „Ja, Frauen können es ja bla bla bla bla bla“, viel Bier und so weiter. Ich habe irgendwann einfach mal nachgefragt, nur mal so ein paar Logikfragen hinterher geschoben. Und plötzlich kam von der Seite „Ja, ganz schön weibisch von dir, mit deinen weit ausladenden Hüften, ganz schön weibisch von dir alles.“ Und das ist gerade wieder bei mir aufgeplopt und da geht es im weitesten Sinne auch darum. Jungs, die nicht testosterongeladen, mit breiten Armen und Stehschritt durch die Gegend marschieren, sind in vielerlei Wahrnehmungen einfach keine richtigen Männer und keine richtigen Jungs.

Christoph: Genau und ich hoffe, dass wir gesellschaftlich echt langsam davon wegkommen von dieser Vorstellung... also meine Grundüberzeugung ist, dass wir Vielfalt in der Gesellschaft brauchen, um auch vielfältige Probleme lösen zu können. Wir haben große Herausforderungen und wir sehen, dass alleine in politischen Kreisen eine übersteigerte Männlichkeitsvorstellungen uns nicht unbedingt weiter bringt gesellschaftlich. Andere Länder machen es uns gerade vor, wie ein guter Gendermix und da würde ich jetzt nicht nur auf das binäre männlich-weiblich gehen, sondern sagen die große Bandbreite von Geschlechtlichkeit, die wir gesellschaftlich einfach erleben, die muss auch in der Politik, die muss in Führungsebenen repräsentiert sein und dafür braucht es im ersten Schritt ein schulisches und außerschulisches Bildungssystem, was Menschen zeigt, dass sie mit ihrer Art, wie sie sind, richtig sind. So und da, wenn wir das schaffen, dass mehr zu fördern und auch diese Narrative von echten Männerlichkeiten und „Indianer fühlen keinen Schmerz“ und „Jungs dürfen nicht weinen“ rauslassen, dann sind wir glaube ich einen Schritt weiter.

Es gibt ein tolles Buch von Schnack und Neutzling. Anfang der 90er „Kleine Helden in Not“ heißt das, das empfehle ich jedem, der sich für das Thema interessiert. Ist zwar jetzt schon wahrscheinlich irgendwie 30 Jahre alt, aber das war so mein erstes Buch, was ich zu dem Thema gelesen habe. Das hat mich gepackt und ich glaube, das ist auch immernoch so. Also um ein Bild mal aufzumachen, der Top-Manager, der in seinem Cabrio über die Autobahn fegt mit 200 und dann zu Mutti fährt, um bei ihr in den Arm zu fallen und der kleine Junge zu sein. Diese Widersprüchlichkeiten zeichnen eben auch unser übersteigertes Männlichkeitsbild aus. Wir müssen in der Öffentlichkeit irgendwie häufig sozusagen unseren Mann stehen, um dann doch wieder der kleine Junge sein zu

können an anderen Stellen. Und warum nicht auch mal der kleine Junge, sozusagen also alles an sich zeigen in bestimmten Momenten und damit aber auch eine Situation deeskalieren und irgendwie nicht immer noch höher, schneller, weiter zu kommen? Also so zeigen, dass einem Dinge ans Revers gehen, dass einen Dinge mitnehmen, zu weinen in der Öffentlichkeit.

Rebecca: Glaubst du, dass Frauen in dem Sinne vielleicht sogar eine Art Vorteil haben? Ich glaube, dieser Umbruch, dass Frauen irgendwo männlicher sein können, hat wahrscheinlich damit irgendwann angefangen, dass Frauen angefangen haben, Hosen zu tragen oder so. Und das liegt ja nun schon einige Jahrzehnte zurück. Glaubst du, dass es Frauen mittlerweile leichter haben, eben diese männlich verstandene Eigenarten anzunehmen? Dass das eher gesellschaftlich akzeptiert ist, wenn eine Frau einen Handwerkerberuf beispielsweise hat? Also ich meine in ihrer Branche wird sie da wahrscheinlich auch Sprüche gedrückt bekommen. Als dass es für Männer leicht ist, in der Öffentlichkeit auch mal weinen zu können.

Christoph: Ja das hat im Grunde mit einer Geschlechterhierarchie zu tun, das was man die patriarchale Dividende nennt. Also als Mann oder Männlichkeit ist in so einer machttheoretischen Perspektive – Also wer hat die Deutungshoheit in einer Gesellschaft? Wer wird als dominant angesehen? – da ist sozusagen Männlichkeit immer das, was wir mit Stärke, mit Erfolg mit und auch mit Akzeptiertheit verbinden und wenn jetzt eine jetzt mal klassisch binär gesprochen eine Frau in so ein männliches Verhalten reinkommt, was man beispielsweise bei Politikerinnen zum Teil beobachten kann, dass sie, um sich durchzusetzen, eine bestimmte Art und Weise an den Tag legen müssen oder von sich aus schon eine Art und Weise mitbringen, die sie einfach leichter zugänglich für die erfolgreichen Bereiche macht, dann bestätigt das im Grunde oder zeigt, dass Männlichkeit anerkannter ist und gar nicht so sehr davon abhängt, ob ich jetzt als Mann gelesen werde oder als Frau im ersten Moment. Und sich als eigentlich dominantes Gesellschaftsmitglied jetzt in eine devote Position zu begeben, bedeutet ja, sich selbst abzustufen und das ist sozusagen das, was dann immer ironisch kommentiert wird. Du hast das gerade angesprochen, also diese beiläufigen Kommentare oder also einige kennen das vielleicht aus ihrer Schulzeit, dass sie dann irgendwie als „Schwuchtel“ tituiert werden, gerade Jungs. Also dieses Abwerten.

Robert: „Sei mal nicht so ein Mädchen.“ Das ist so der Klassiker.

Christoph: Krass, selbst „Mädchen“ als Schimpfwort. Das zeigt ja schon, dass da findet eine Degradierung statt und das ist das eigentliche Problem. Ich finde, wir arbeiten gesellschaftlich total gut daran, das aufzubrechen und zu differenzieren und da weiterzukommen. Aber darüber lässt sich auch erklären, warum es einfacher als Frau einen männlichen Habitus, also männliches Verhalten an den Tag zu legen, als als Mann einen weiblichen. Eine große Herausforderung ist jetzt noch mal, was ist überhaupt mit transsexuellen Geschlechtern? Menschen, die sich nicht in diesem binären Geschlechterkorsett, würde ich das mal nennen, verorten? Weil da natürlich noch mal ganz andere Verhaltensweisen reinkommen, die sich für uns gar nicht in diesem binären Konstrukt verorten lassen im Alltag.

Rebecca: Wir kommen jetzt mal zu einer anderen Sache zurück und zwar zu einem zweiten kleinen Quiz, um die ganze Sache hier mal wieder etwas aufzulockern. Du hast gesagt, dein Lieblingsfilm ist „Die Verurteilten“ und da wollen wir dir doch jetzt mal auf den Zahn fühlen, ob du dich da auch wirklich mit auskennst.

Christoph: Das glaube ich nicht, aber macht mal. Lieblingsfilme sind emotionale Eindrücke. Das heißt nicht, dass ich da der Crack bin aber ich bin gespannt.

Rebecca: Da hätte man vielleicht doch lieber ein Quiz über Monopoly vorbereitet. [lacht]

Christoph: [lacht]

Rebecca: Der Regisseur Frank Darabont, ich hoffe ich spreche das richtig aus, hat auch weitere Stephen-King-Adaption inszeniert, weißt du welche das sein könnten?

Christoph: Da fängt's schon an.

Rebecca: „Der Nebel“ und „The Green Mile“.

Christoph: Ah ja, The Green Mile, auch ein cooler Film, Der Nebel habe ich glaube ich, weiß gar nicht, ob ich noch nicht gesehen

Robert: The Green Mile ist konsequentiv zu „Die Verurteilten“, auch ein sehr guter Gefängnisfilm und „Der Nebel“ ist ein Mystery-Horror-Thriller.

Rebecca: Schauspieler Clancy Brown, der Gefängniswärter hätte Hadley hat ebenfalls vorher schon mal in einer anderen King-Adaption mitgespielt. Weißt du welche das sein könnte?

Christoph: Ich erkläre Studierenden, dass es ganz wichtig ist zuzugeben, wenn man etwas nicht weiß. Absolut nicht.

Rebecca: Es ist „Friedhof der Kuschtiere 2“ von 1992 und zwar als Sheriff Gus Gilbert.

Christoph: Ja, da war ich sechs und hätte ich den Film zu der Zeit gesehen, hätte ich mir aber sowas von in die Hose gemacht. [lacht]

Rebecca: Einfach nicht männlich, also wirklich. [lacht] Welche Schauspielerin ist auf dem Poster zu sehen, das den Fluchttunnel des Protagonisten Andy verbirgt?

Christoph: Das ist der Unterschied zu einem Film, den mal emotional als Lieblingsfilm bezeichnet, ich habe keine Ahnung.

Rebecca: Ich habe doch gesagt, die dort Fragen sind viel zu schwer, Robert.

Robert: Tut mir leid. Es ist die Schauspielerin Rachel Welsh in dem Poster zu „Eine Million Jahre vor unserer Zeit“.

Rebecca: Okay, vielleicht jetzt. Was macht Andy mit dem anfallenden Bauschutt, der beim Graben des Flugplatzes anfällt?

Christoph: Der wird in die Hosentaschen gesteckt und auf dem Freigelände ausgekippt.

Rebecca: Ja, das ist korrekt. So, Andys Mithäftling und Freund Alice-Boyd Redding ist im Gefängnis nur als Red bekannt. Was sagt Red denn selbst, woher er seinen Spitznamen hat?

Christoph: Das kann ich nicht sagen.

Rebecca: Er sagt vielleicht, weil ich Ire bin. Weißt du denn, von wem Red gespielt wird? Wie der Schauspieler heißt?

Christoph: Bin ich blank.

Rebecca: Also das sagt auch immer jeder Schauspieler, wenn er am nächsten Tag frei hat: Morgan Freeman. Das war in dem Sinne mein schlechter Witz des Podcasts.

Robert: Das fand ich sehr gut.

Christoph: Also ich habe schnell die Füße gehoben. Der Witz kam flach.

Rebecca: Der war unterirdisch, der kam den Keller lang.

Christoph: Also das ist der Wer-Wird-Millionär-Effekt. Das haben wir ja im Rahmen der ersten Episode schon mal festgestellt, Lieblingsfilme als Quizz-Vorlage sind manchmal ein bisschen problematisch, weil ich ein ganz anderes Verständnis von Lieblingsfilm habe als 90 % unserer Gäste.

Rebecca: Wahrscheinlich.

Robert: Das ist aber gar nicht schlimm, zu der letzten Frage vielleicht als Fun Fact: Morgan Freeman spielt seinen Mithäftling und Freund Red – also der, der immer alles besorgen kann gegen einen Obolus. Das geht darauf zurück, dass die Figur in der Buchvorlage ein feuerrothaariger Ire war und das ist offensichtlich eine Anspielung darauf, dass Morgan Freeman ein sehr guter Bekannter schwarzer Schauspieler ist, aber offensichtlich keine roten Haare hatte.

Rebecca: Er hätte sie ja färben können, das hätte bestimmt auch lustig ausgesehen.

Robert: Im Gefängnis?

Rebecca: Nein, vor den Dreharbeiten, Mensch!

Robert: Das hätte womöglich etwas cricky ausgesehen.

Christoph: Aber good to know.

Robert: Genau, auf der nächsten Party.

Rebecca: Okay du hast jetzt Nerd-Wissen und vielleicht beim nächsten Mal, wenn du den Film guckst, dann kannst du sagen: Der hat bei Friedhof der Kuschtiere 2 von 1992 mitgespielt.

Robert: Komplett auf meine Kappe, Christoph, es tut mir sehr, sehr leid.

Christoph: Ja, vielleicht kann ich noch kurz etwas dazu sagen, also wenn ich darüber nachdenke, Lieblingsfilm heißt für mich halt ein emotionales Erlebnis. Dieser Film nimmt mich total mit, in der Art, wie er Menschen darstellt, in ihrem Verhalten. Das was bei mir und das zeigt vielleicht auch wie ich die Welt an einigen Stellen beobachte. Ich nehme gar nicht so sehr die Fakten wahr, die dahinter sind oder beschäftige mich dann mit dem, was man so nach einem Universumwissen aufbauen kann, sondern

es ist echt das Gefühl, was bleibt. Das macht den Lieblingsfilm aus, also das ist ein Film, den gucke ich und der hinterlässt einfach eine Spur, die ich nicht beschreiben kann, die kann ich nicht rational fassen. Vielleicht ist das auch das, was mich an Filmen fasziniert, als Wissenschaftler ist man sehr rational unterwegs, sehr kopflastig und es gibt so Filme, die holen einen einfach auf einer ganz anderen Ebene ab.

Rebecca: Gibt es dann andersherum gefragt einen Film, bei dem du Faktenwissen ohne Ende hättest?

Christoph: Per Anhalter durch die Galaxis. Liegt auch daran, dass Douglas Adams, ich glaube sehr wissenschaftskompatibel schreibt, aber mit einer Art, die sehr aufheiternd ist - oder Terry Pratchett, also da gibt es ja auch einige Verfilmungen von den Scheibenwelt-Romanen. Das wäre auch noch so was, obwohl das schon sehr komplex ist, um Wissen zu haben. Aber ich glaube Per Anhalter durch die Galaxis wäre schon um einiges anders gewesen.

Robert: Ja spannend, also es gibt so Popkultur-Phänomene, die tatsächlich, ich glaube fruchtbarer für solche Quizzes wären, weil sie tatsächlich Phänomene sind, die auch einfach oft ganzheitlich betrachtet werden. Sagen wir mal Harry Potter, so Potheads.

Christoph: Da kenne ich auch sehr viele Leute, die sich damit auskennen.

Rebecca: Potterheads.

Christoph: Ja, Potheads sind andere.

Alle: lachen

Christoph: Ja, das schließt sich nicht aus, da sind wir wieder bei Jugendkultur.

Robert: Pure Magie, aber Potterheads neigen tatsächlich dazu, sich ganzheitlich sich mit dem Thema zu beschäftigen. Sie wissen dann halt, wer, wann, wo gespielt hat, welche Figur in dem Buch anders dargestellt war etc. und „Die Verurteilten“, na gut das fällt komplett aus dem Schirm heraus, weil es einfach als Stand-Alone-Film zu betrachten ist. Ich glaube, wenn irgendjemand gesagt hätte, hier Lieblingsautor Stephen King, ich glaube, dann würde ich nochmal ein ähnliches Quizz abfeuern. Ansonsten war es unglücklich ausgesucht, du hast auch die Wahl, es rausschneiden zu lassen am Ende.

Christoph: Nein, nein, also ich finde Nicht-Wissen zu präsentieren, das ist doch super.

Robert: Ja und keiner macht das so charmant wie du.

Christoph: Danke.

Robert: Das war unser Quiz.

Rebecca: Ultimatives Fan-Quizz heißt es.

Christoph: Ich finde das super, die Dinge so zu benennen, wie sie sind. Also Quiz heißt Quiz, Banane heißt Banane und nicht gelbe Gurke.

Rebecca: Damit können wir eigentlich auch ganz locker fluffig überleiten zum Thema Zeitgeist und Sonstiges. Eine Sache, die wir gerne mal fragen, was ist so ein Erlebnis, das man mal hatte, wo man sagt, ja was schön, das mal erlebt zu haben, aber brauche ich jetzt nicht unbedingt noch mal. Sagen vielleicht einige Leute, wenn sie einen Bungee Jump gemacht haben. Christoph hat allerdings etwas Außergewöhnlicheres angegeben, ich zitiere: Fünf Stunden durch einen Regenwald in Malaysia wandern bei 35 Grad Celsius und 95 Prozent Luftfeuchtigkeit, mit anschließender Übernachtung auf einer Holzpritsche.

Robert: Bitte, erzähle es uns, was ist da passiert.

Christoph: War super, hat Spaß gemacht, Hochzeitsreise mit meiner Frau. Wir hatten uns überlegt, nach Malaysia zu reisen und haben so zwischen den sehr chilligen Sachen, also wir waren erst in Kuala Lumpur und sind dann in den Nationalpark, also Dschungel-Gebiet im Zentrum Malaysias in der malaysischen Hauptinsel und danach sind wir dann auf die Inseln der malaysischen Ostküste, also der Entspannungsteil und zwischendrin haben wir gesagt, machen wir mal irgendwie etwas Action, ja so was cooles. Super schönes Hotel, in dem wir da waren, sind erst mit dem Boot über den Fluss angereist und dann rein in das Hotel, eine Nacht da geschlafen. Und am nächsten hat uns dann der Guide erwartet, der mit uns in den Dschungel gegangen ist und das erste war, dass ich mich fragte wo er unsere Schlafsäcke hat, die uns versprochen waren durch die Buchung. Das habe ich allerdings nicht infrage gestellt, sondern wir sind erstmal mit ihm in den Dschungel gewandert und das war so: Wir hatten einen Local Guide und mit dem sind wir da

fünf Stunden durch, wir wussten überhaupt nicht, was uns erwartet, haben natürlich völlig europäisch naiv gedacht, wir sehen da Tiere. Nach einer Stunde habe ich ihn das auch gefragt und er meinte die Tiere sehen uns, ihr werdet kein einziges Tier sehen, aber ihr werdet sie ab und zu mal hören. Das war dann auch so, also ich wusste wir werden jetzt fünf Stunden von Tieren im Dschungel beobachtet, ohne, dass wir ein einziges sehen werden. Das einzige, was wir gesehen haben, waren Blutegel. Die kommen nämlich aus dem sandigen Boden im malaysischen Dschungel raus und krabbeln dann das Bein hoch. Die riechen unser süßes Blut und wenn man einen Fuß auf den Boden tritt, dann gucken die so raus aus dem Boden und schlängeln sich so nach oben. Es gibt bei Wandertouren gibt es so kleine Challenges, wo man dann so versucht so Plastikflaschen halber Liter bis Liter zu füllen und wer die vollste Flasche hat, und diese Blutegel, die sind irgendwie einen Millimeter im Durchmesser und so drei Millimeter lang und die füllen da zum Teil ganze Flaschen mit aber die werden größer, wenn sie dir Blut saugen, dann kann man die abziehen und dann in die Flasche rein tun und kann dann sozusagen die Challenge gewinnen. Haben wir nicht gemacht. Aber das war so der erste Moment, dann haben wir glaube ich so nach anderthalb, zwei Stunden kurze Pause an einem kleinen Bachlauf gemacht und dann kamen uns zwei Touris entgegen ohne Guide und wir haben uns schon gewundert. Und die erzählten dann, dass sie am letzten Abend oder am letzten Tag los gegangen wären und sich irgendwie verlaufen hätten und mitten im Dschungel frei übernachtet haben. Darauf meinte unser Guide: Das wäre ja mutig, weil hier rennen ja auch Tiger rum und hier gibt es große Schlangen, die hatten wir auch gesehen, als wir mit dem Boot angereist sind.

Rebecca: Die großen Schlangen oder die Tiger?

Christoph: Beides. Also der Guide hatte auch eine Machete dabei und dann wanderten wir weiter, es war also mega, mega cool, weil es war nur Natur um uns herum, wir wussten wir sind jetzt wahrscheinlich nicht so krass weit weg von irgendwie der nächsten Straße oder Abholmöglichkeit, aber es fühlte sich zumindest so an als wären wir tief im Dschungel. Die Luftfeuchtigkeit war Wahnsinn, also eigentlich war alles nach einer Stunde komplett nass und man ist dann einfach so nass, aber auch richtig schön warm – wie in seiner Badewanne, in einer Sauna gewandert. Das war auch ziemlich anstrengend. Das waren so die beiden großen Erlebnisse, würde ich sagen wir

haben dann am Ende noch im Fluss gebadet, also als wir dann kurz vor dem Baboon, so heißen diese Häuser, das sind auf Holzstelzen gebauten. So wie Häuser kann man sich das vorstellen, so eine Konstruktion und die sind so hoch gebaut, damit da keine Elefanten oder Tapire nicht drankommen. Und Elefanten glaube ich auch, die rubbeln sich gerne mal an den Holzstämmen.

Robert: Wer macht das nicht gerne?

Rebecca: [lacht]

Christoph: Genau, wir kamen dann, nachdem wir im Fluss gewartet hatten, das war total schön, obwohl –

Rebecca: War es sehr kalt?

Christoph: Nee, war sehr angenehm. Also es waren ja 35 Grad draußen oder 36 Grad, das Wasser war angenehm. Wir wussten nicht ganz, also ich hatte gehört es gibt da kleine Penisfische und ich wusste nicht ganz, ob ich mir jetzt Sorgen machen muss. Aber es war nicht so, also das hat sich dann später herausgestellt. Dann kamen wir beim Baboon an, bei diesem Holzhaus, stellten fest, dass die Toilette, die es geben sollte laut Katalog nicht mehr funktionierte, weil irgendwie Tiere die Rohre, also kleine Elefantenbabys, die spielen gerne mit den Installationen und das hatten die irgendwie abgerissen. Die Tür war auch nicht mehr funktionsfähig, das heißt, da konnte jedes Tier, was Treppen laufen konnte reinkommen. Es waren auch keine anderen Sachen drin, so Moskitonetze oder sowas. Also es war alles im Katalog drin, deswegen war es sehr rudimentär. Und die Schlafsäcke, die eigentlich der Guide irgendwie hätte mitbringen soll, wir hätten wahrscheinlich fragen müssen, wo die sind. Er hatte die glaube ich einfach vergessen, die waren dann auch nicht da. Das heißt wir lagen dann wirklich auf Holzpritschen ohne Decke, ich habe mich dann mit meinem nassen Hemd zugedeckt, lagen da die Nacht, haben versucht zu schlafen. Naja, ich habe glaube ich eher beobachtet, welches Tier möglicherweise die Tür reinkommt.

Rebecca: Um dann ganz männlich deine Frau zu beschützen.

Christoph: Ja und es war auch noch kulturell sehr interessant, weil morgens, nee... das habe ich natürlich [lacht], ich glaube sie lag dichter neben der Tür.

Robert: Clever, clever gemacht.

Christoph: Also sie hat auch versucht, zu schlafen. Wir lagen halt auf einer etwas breiteren Holzpritsche. Es war ein Erlebnis, aber das muss ich nicht nochmal haben. Der Guide war Moslem und hat entsprechend zu Sonnenaufgang dann Richtung Osten gebetet, was auch noch mal total interessant war, weil irgendwie aufzuwachen mit den Gebets-, es waren nicht richtig Gesänge aber so Gespräche, die er geführt hat, ja. Dann mitten im Dschungel zu sein, dann hat es nachts aus Sturzbächen geregnet. Also da waren so verschiedene Eindrücke, die waren einfach unbeschreiblich gut aber ich würde es nicht nochmal machen, weil ich jetzt weiß, wie anstrengend es ist. Genau morgens haben wir dann noch ein großes Tapirmännchen gesehen, was an einem Kalkfelsen, also wir haben ein Tier gesehen, ein großes Tapirmännchen, 400 kg haben wir ungefähr geschätzt, was an einem Kalkfelsen sich Mineralien geholt hat und dann wieder abgezogen ist. Das war's dann.

Rebecca: Wo du jetzt gesagt, dass im Fluss schwimmen wart. Ich fragte, ob es kalt wäre ist ich, weil ich war damals mit meinen Eltern irgendwann in der Türkei mal im Urlaub und wir haben da so ein Canyoning mitgemacht, also halt eigentlich auf dem Schlauchboot durch so Wasserströme gefahren. Natürlich hat auch alles durch ein Guide geleitet und das war super lustig. Und wir haben halt vorne dran dieses Canyoning noch gemacht, bedeutet wir sind halt einfach ein Stück weiter oben im Gebirge gestartet und dann halt runter gewandert sozusagen, mussten dann teilweise auch durch einen Fluss durch. Und wir haben uns natürlich auch gefreut, weil es war Türkei im Sommer, also auch locker 35 Grad, das war gegen Mittag. Wir sind ein ganzes Stück schon gelaufen gewesen und wollten dann auch einfach ins Wasser. Was wir nicht bedacht haben, war, wir waren in einem Gebirge. Das ist Gebirgswasser, es war mehr oder weniger Quellwasser. Und wir in unserem jugendlichen Übermut sind dann halt rein und haben uns total gefreut und das Erste was man gehört hat, waren wahrscheinlich meine Schreie, weil es arschkalt war aber sowas von kalt. Also ich meine, ich war danach abgekühlt, alles supi, aber ich hatte kurzzeitig Angst, dass irgendwie bei diesem Temperaturunterschied kurz der Kreislauf irgendwie wegklappen könnte. Man hatte ja Schwimmwesten, man konnte sich da treiben lassen in diesem Wasser, aber es war erstmal anders als erwartet einfach.

Christoph: Ja aber der Taman Negara, so heißt der Nationalpark, ist halt Flachland und was anders ist, also wenn man nach

Malaysia reist, in den Cameron Highlands kann man schon irgendwie auch das Gebirge sehen und da muss man sich auch auf Temperaturunterschiede einstellen, aber das ist im Flachland überhaupt nicht so.

Robert: Alles in allem sehr abenteuerlich, musste gerade bisschen schmunzeln, weil du angegeben heißt, das dein erster unrealistischer Traumjob Forscher auf Reisen in die Welt ist und ein erster realistischer Traumjob Musiker war und jetzt bist du offensichtlich in der Welt unterwegs, vielleicht weniger forschend – wobei in München ja auch schon. Oder wie kam es zu der Aussage, mein erster realistischer Traumjob Musiker?

Christoph: [lacht] Vielleicht noch kurz, das mit dem Mut: Das hat damit zu tun, dass meine Frau war von uns beiden die Mutige ist und seit ich mit ihr zusammen lebe, ich Dinge tue, bei denen ich vorher auf jeden Fall den Rückzieher gemacht hätte. Das ist aber total schön. Ich bin derjenige, der uns bremst und sie ist diejenige die uns antreibt. Aber Musiker, also es war so, dass ich während meiner Schulzeit, ich bin in Haldensleben aufgewachsen, wir hatten in der in der Schule eine Band gegründet, ich war vorher schon irgendwie in Chören und habe lange Jahre Keyboard gespielt, das war also mein musikalischer Anfang, fünfte, sechste Klasse ging es los und irgendwann haben wir eine band gegründet. Ich war als Frontsax derjenige, der also da irgendwie auf der Bühne versucht hat das Ganze ans Publikum rüberzubringen, weil die anderen waren halt Musiker, die sich eher auf die Instrumente konzentriert haben und irgendwann haben wir so ein paar Bandcontests gespielt, im Norden der Republik und dann kam es so, dass irgendwann jemand auf uns zukam und meinte: Mensch, wollt ihr nicht einen Plattenvertrag haben? Was mich allerdings irritierte, war die Aussage: „Ja wir haben bei uns im Musikverlag die erste deutsche Bier-CD herausgebracht.“ Aber zu der Zeit, wir waren halt irgendwie 17, 18, haben wir uns überlegt, ist das echt etwas Realistisches, was wir machen könnten?

Ich glaube das war auch so die Zeit, als hier ganz in der Nähe Tokio Hotel da gespielt haben, also wir haben nicht beim selben Contest gespielt aber und wir sind dann im Voraus schon rausgeflogen. Irgendwann wurden die als Tokio Hotel dann so bekannt und natürlich, wenn so eine kleine Band ganz aus der Nähe kommt, aus Haldensleben, dann denkt man schon realistisch darüber nach, ob was geht. Wir alle aus der Haldensleber Punkrock-Szene

aber haben uns zum Glück nicht irgendwie eingereiht in die Annalen der ersten deutschen Bier-CD und sind dann die zweite deutsche Bier-CD geworden, wir haben dann gesagt, dass wir irgendwie Abi machen wollen und Schule zu Ende bringen wollen.

Rebecca: Ich find's halt schon cool, dass in deinem Falle Musiker ja wirklich schon ein relativ realistischer Traumjob war.

Christoph: Für die Zeit. Also aus heutiger Sicht betrachtet, würde ich sagen, ja, wenn man sieht, was man braucht, um in der Musik wirklich erfolgreich zu sein und seine Brötchen damit zu verdienen...

Rebecca: Deswegen haben wir uns gedacht, hat er irgendwie die Fragen miteinander verwechselt? Weil letztendlich ist er jetzt Wissenschaftler, forscht und ab und zu mal auf Reisen um die Welt, also von daher hast du ja eigentlich deinen unrealistischen Traumjob vielleicht etwas anders als geplant, umgesetzt.

Christoph: Aber Frontsau bin ich immer noch, von daher. Also als Prof vorne zu stehen, fühlt sich ähnlich an, wie als Sänger einer Band auf einer Bühne zu stehen. Du hast halt ein Publikum vor dir und irgendwie guckst du in die Gesichter rein und versucht das, was du da vorhast, rüberzubringen. Seminar ist anders.

Robert: Als du die Geschichte im malaysischen Dschungel skizziert hast, dachte ich auch, so fühlen sich bestimmt einige Lehrende und Dozierende, wenn sie das erste Mal also ihre erste Vorlesung geben. Augenpaare, die dich beobachten, du hörst Geräusche, ab und zu so ein Unterholz knacken und jemand mit einer Machete.

Christoph: Hoffentlich nicht, aber...

Robert: Nein.

Christoph: Stimmt, das ist ein interessantes Bild.

Robert: Kommen wir elegant zum Monopoly. Ich wollte nämlich noch ganz dringend wissen, was seine Monopoly-Strategie ist, Rebecca.

Rebecca: Ja, dann frag ihn doch einfach.

Robert: Christoph, du hast gesagt, du bist unschlagbar im Monopoly, warum?

Rebecca: Was ist deine Strategie?

Christoph: Psychospielchen. Ja, das Monopoly gewinnt man nicht durch rechnen, sondern indem man die Daumenschrauben anzieht und anzieht und deswegen spielt das keiner mit mir, weil ich echt richtig ätzend bin beim Monopoly spielen. [lacht] Aber irgendwie macht mir das Spaß, das in dem Spiel mal zu zeigen, was ich sonst im Alltag nie auspacken würde. Also darum geht es, das Spiel ist für mich ein isolierter Raum, wo ich mal Dinge rauslassen kann, die ich sonst echt unangenehm finde.

Rebecca: Das zweite Ich.

Christoph: Ja und es braucht eben auch solche Räume, in denen man das rauslassen kann, damit es sich dann nicht bahnbricht im Alltag.

Rebecca: Also manche nehmen dafür Gummizellen, du nimmst Monopoly. Das ist auch sehr gesund.

Robert: Ich würde sagen, es klingt sowie Fifty Shades of Grey. Aber statt so einem Sex Room, hat man dann einfach so Gesellschaftsspiele aufgebaut, mit Verträge unterschreiben.

Rebecca: Ist dann ja auch ein Spielzimmer.

Robert: Ja, ich mache alles mit, aber ich nehme nicht die sechseitigen Würfel. [lacht]

Rebecca: [lacht] Ja, wunderbar.

Robert: Also unsererseits hätten wir jetzt unsere sauber vorbereitete Sendung durchmoderiert, hast du noch was, Rebecca?

Rebecca: Ich bin vollends begeistert, informiert, weitergebildet und unterhalten. Vielen Dank.

Robert: Das war unsere vierte Episode, vielen Dank an Christoph, es hat sehr viel Spaß gemacht.

Christoph: Danke, dass ich hier sein durfte.

Robert: Gerne wieder.

Rebecca: Gerne per du und in diesem Sinne sagen wir Tschüss, auf Wiederhören und bis zum nächsten Mal.

Robert: Von mir auch Tschüss und Ahoi.

Outro: #gerneperdu der h2 Talk-Podcast. Redaktion und am Mikrophon Rebecca Göring und

Robert Gryczke. Die Musik hat Mathies Kölzer für uns komponiert. Redaktionelle Unterstützung und Grafik kommen vom Servicebereich für Hochschulkommunikation. Projektleitung und Produktion liegen beim Veranstaltungsmanagement.



www.h2.de/wirsindh2